



**Raben.**

1 Dohle, 2 Sautkrähe, 3 Nebelkrähe, 4 Giffler, 5 Rabe.

Füßen, mäÙig langen, in der Regel zugerundeten Flügeln, verschieden langem, gerade abgesehnittenem oder gesteigertem Schwanz und dichtem, einfarbigem oder buntem Gefieder.

Die Raben, von denen man etwa 160 Arten kennt, bewohnen alle Teile und alle Breiten- oder Höhengürtel der Erde. Nach dem Gleicher hin nimmt ihre Artenzahl bedeutend zu; sie sind aber auch in den gemäßigten Ländern noch zahlreich vertreten und erst im kalten Gürtel einigermaßen beschränkt. Weit aus die meisten vermehren als Standvögel jahraus jahrein an einer Stelle oder wenigstens in einem gewissen Gebiete, streichen in ihm aber gern hin und her. Einzelne Arten wandern, andere ziehen sich während des Winters von bedeutenden Höhen mehr in tiefere Gegenden zurück.

Mit Ausnahme eines wohl lautenden Gesanges, der den Raben fehlt, vereinigen sie sozusagen alle Begabungen in sich, die den Gliedern der Ordnung eigen sind. Sie gehen gut, fliegen leicht und anhaltend, auch ziemlich rasch, besitzen sehr gleichmäßig entwickelte Sinne, namentlich einen ausgezeichneten Geruch, und stehen hinsichtlich ihres Verstandes hinter keinem ihrer Ordnungsverwandten, vielleicht nicht einmal hinter irgend einem Vogel zurück. Dank ihren vortrefflichen Geistesgaben führen sie ein sehr bequemes Leben, wissen sich alles nutzbar zu machen, was ihr Wirkungskreis ihnen bietet, und spielen daher überall eine bedeutsame Rolle. Sie sind Allesfresser im eigentlichen Sinne des Wortes, daher unter Umständen ebenso schädlich wie im allgemeinen nützlich. Ihr großes, zuweilen überdecktes Nest steht frei auf Bäumen und Felsen oder in Spalten und Höhlungen der letzteren; das zahlreiche Gelege besteht aus bunten Eiern, die mit warmer Hingebung bebrütet werden, ebenso wie alle Raben, dem verleumderischen Sprichworte zum Troste, als die treuesten Eltern bezeichnet werden dürfen.

Die Raben im engeren Sinne (*Corvinae*) kennzeichnen sich durch großen, aber verhältnismäßig kurzen, mehr oder weniger gebogenen, an der Wurzel mit steifen Borstenhaaren überdeckten schwarzen Schnabel, kräftige, schwarze FüÙe, mittellange Flügel, die zusammengelegt ungefähr das Ende des Schwanzes erreichen, verschieden langen, gerade abgesehnittenen, zugerundeten und gesteigerten Schwanz und ein ziemlich reiches, mehr oder minder glänzendes Gefieder von vorwiegend schwarzer Färbung.

\*

Unter den deutschen Raben gebührt unserem Koll- oder Edelrabem, der auch Nas-, Stein-, Riel-, Volk- und Goldkrabe, Raab, Rab, Rapp, Rave, Raue, Golker, Galgenvogel zc. heißt (*Corvus corax*, major, maximus, clericus, carnivorus, leucophaeus, leucomelas, sylvestris, littoralis, peregrinus, montanus, vociferus, lugubris, tibetanus und feroensis, *Corax nobilis* und maximus), die erste Stelle. Er ist der Rabe im eigentlichen Sinne des Wortes; die vielen Benennungen, die er außerdem noch führt, sind nichts anderes als bedeutungslose Beinamen. Der Kollkrabe vertritt mit den folgenden Verwandten die Gattung der Feldräben (*Corvus*). Sein Leib ist gestreckt, der Flügel groß, lang und spitzig, weil die dritte Schwinge alle übrigen an Länge überragt, der Schwanz mittellang, seitlich abgestuft, das Gefieder knapp und glänzend. Die Färbung des Kollkraben ist gleichmäßig schwarz. Nur das Auge ist braun oder bei den jüngeren Vögeln blauschwarz und bei den Nestlingen hellgrau. Die Länge beträgt 64—66, die Breite etwa 125, die Fittichlänge 44, die Schwanzlänge 26 cm.

Unter allen Raben scheint der Kollkrabe, der überhaupt in jeder Hinsicht als das Ur- und Vorbild der ganzen Familie zu betrachten ist, am weitesten verbreitet zu sein. Er bewohnt ganz Europa vom Nordkap bis zum Kap Tarifa und vom Borgebirge Finistère

bis zum Ural, findet sich aber auch im größten Teile Asiens ostwärts bis nach Japan und vom Eismeere bis in den Himalaja, bis zum Pandschab und nach Sind und ebenso auch in ganz Nordamerika, nach Süden hin bis Mexiko. In Turkmenien erreicht er, wie Alfred Walter uns mitteilte, eine bedeutendere Stärke als bei uns, und im Himalaja kommen, laut Datus, außerordentlich große Vögel vor, die sich in Höhen über 3000 m halten und als eine besondere Rasse von der weit schwächeren und auch matter gefärbten Rasse, die im Pandschab zc. lebt, zu unterscheiden sind. In nördlichen Gegenden Sibiriens, Skandinaviens sowie auf den Faröer und auf Island kommen ziemlich regelmäßig auch weißgefleckte Raben vor. Nach Faber wären sie bloß auf den Faröer, nicht aber auf Island zu finden, doch hat sie W. Preyer daselbst beobachtet. Ob diese weißgefleckten Raben als eine besondere Art, die Temminck *Corvus leucophaeus* nannte, oder einfach als Rasse, oder bloß als Stücke, die infolge ihres hohen Alters weißfleckig geworden sind, zu betrachten seien, läßt W. Preyer unentschieden.

Bei uns zu Lande ist der stattliche, stolze Vogel nur in gewissen Gegenden häufig, in anderen bereits ausgerottet und meidet da, wo dies noch nicht der Fall, den Menschen und sein Treiben soviel wie möglich. Aus diesem Grunde haust er ausschließlich in Gebirgen oder in zusammenhängenden, hochständigen Waldungen, an felsigen Meeresküsten und ähnlichen Zufluchtsorten, wo er möglichst ungestört sein kann. Gegen die Grenzen unseres Erdteiles hin lebt er mit dem Herrn der Erde in besseren Verhältnissen, und in Rußland oder Sibirien scheut er diesen so wenig, daß er mit der Nebelkrähe und Dohle nicht allein Straßen und Wege, sondern auch Dörfer und Städte besucht, ja gerade hier auf den Kirchtürmen ebenso regelmäßig nistet wie hier zu Lande die Turmdohle. Damit steht im Einklange, daß er hier noch heutigestags gemein genannt werden darf. Auch in Spanien, Griechenland und ebenso in Skandinavien tritt er häufig auf. Gleichwohl schart er sich selten zu zahlreichen Flügen, und solche von 6—20 Stück, wie sie Walter in Turkmenien beobachtete, und noch mehr solche von 50 Stück, wie ich sie in der Sierra Nevada sah, gehören immer zu den Ausnahmen. Der Standort eines Paares ist stets vortrefflich gewählt. Der Kollkrabe bewohnt ein umfangreiches Gebiet und sieht besonders auf Mannigfaltigkeit in dessen Erzeugnissen. Gegenden, in denen Wald und Feld, Wiese und Gewässer miteinander abwechseln, sind seine liebsten Wohnsitze, weil er hier die meiste Nahrung findet.

„Der Kollkrabe“, sagt mein Vater, der ihn vor mehr als zwei Menschenaltern in unübertroffener Weise beschrieben hat, „lebt gewöhnlich, also auch im Winter, paarweise. Die in der Nähe meines Wohnortes horstenden Paare fliegen im Winter oft täglich über unsere Thäler weg und lassen sich auf den höchsten Bäumen nieder. Hört man den einen des Paares, so braucht man sich nur umzusehen: der andere ist nicht weit davon. Trifft ein Paar bei seinem Fluge auf ein anderes, dann vereinigen sich die beiden und schweben einige Zeit miteinander umher. Die einzelnen sind ungepaarte Junge, die umherstreichen; denn der Kollkrabe gehört zu den Vögeln, die, einmal gepaart, zeitlebens treu zusammenhalten. Sein Flug ist wunderschön, geht fast geradeaus und wird, wenn er schnell ist, durch starkes Flügelschwingen beschleunigt; oft aber schwebt der Rabe lange Zeit und führt dabei die schönsten kreisförmigen Bewegungen aus, wobei Flügel und Schwanz stark ausgebreitet werden. Man sieht deutlich, daß ihm das Fliegen keine Anstrengung kostet, und daß er oft bloß zum Vergnügen weite Reisen unternimmt. Gelegentlich dieser nähert er sich auf den Bergen oft dem Boden; über die Thäler aber streicht er gewöhnlich in bedeutender Höhe hinweg. Bei seinen Spazierflügen stürzt er oft einige Meter tief herab, besonders wenn nach ihm geschossen worden ist, so daß der mit dieser Spielerei unbefannte Schütze glauben muß, er habe ihn angeschossen und werde ihn bald herabstürzen sehen. Während des Winters bringt er den größten Teil des Tages fliegend zu. Der Flug ähnelt dem der

Raubvögel mehr als dem anderer Krähen und ist so bezeichnend für ihn, daß ihn der Kundige in jeder Entfernung von den verwandten Krähenarten zu unterscheiden im Stande ist.

„Auf der Erde schreitet der Rabe mit einer scheinbar angenommenen lächerlichen Würde einher, trägt dabei den Leib vorn etwas höher als hinten, nickt mit dem Kopfe und bewegt bei jedem Schritte den Leib hin und her. Beim Sitzen auf Ästen hält er den Leib bald waagrecht, bald sehr aufgerichtet. Die Federn liegen fast immer so glatt an, daß er wie gegossen aussieht, werden auch nur bei Gemütsbewegungen auf dem Kopfe und dem ganzen Halse gesträubt. Die Flügel hält er gewöhnlich etwas vom Leibe ab. Wie er hierin nichts mit seinen Verwandten gemein hat, so ist es auch hinsichtlich einer gewissen Liebe, welche die anderen Krähenarten zu einander hegen. Die Rabenkrähen leben in größter Freundschaft mit den Nebelkrähen und Elstern, die Dohlen mischen sich unter die Saatkrähen, und keine Art thut der anderen etwas zuleide: die Kollkraben aber werden von den Verwandten gehaßt und angefeindet. Ich habe die Rabenkrähe sehr heftig auf den Kollkraben stoßen sehen, und wenn sich dieser unter einen Schwarm Rabenkrähen mischen will, entsteht ein Lärm, als wenn ein Habicht oder Bussard unter ihnen erschiene. Ein allgemeiner Angriff nötigt den unwillkommenen Gefährten, sich zu entfernen.“ Doch mag hier eingeschaltet werden, daß es auch Ausnahmen gibt. So beobachtete Bechuel-Loesche einen einzelnen Kollkraben, der in Anhalt längere Zeit und gänzlich unbehelligt mit einem großen Krähen- schwarme umherzog, die Felder besuchte und auf denselben Schlafbäumen nächtigte, bis er von einem eifrigen Verfolger geschossen wurde.

„Auch dadurch zeichnet sich der Kollkrabe vor den anderen Arten aus, daß er an Scheu alle übertrifft. Es ist unglaublich, wie vorsichtig dieser Vogel ist. Er läßt sich dann erst nieder, wenn er die Gegend gehörig umkreist und weder durch das Gesicht, noch durch den Geruch etwas Gefährliches bemerkt hat. Er verläßt, wenn sich ein Mensch dem Neste mit Eiern nähert, seine Brut sofort und kehrt dann zu den Jungen, so innig seine Liebe zu ihnen ist, nur mit der äußersten Vorsicht zurück. Sein Haß gegen den Uhu ist außerordentlich groß, seine Vorsicht aber noch weit größer; deshalb ist dieser scheue Vogel selbst von der Krähenhütte aus nur sehr schwer zu erlegen. Die gewöhnlichen Töne, welche die beiden Gatten eines Paares von sich geben, klingen wie ‚kork kork kolk kolk‘ oder wie ‚rabb rabb rabb‘, daher sein Name. Diese Laute werden verschieden betont und so mit anderen vermischt, daß eine gewisse Mannigfaltigkeit entsteht. Bei genauer Beobachtung begreift man wohl, wie die Wahrsager der Alten eine so große Menge von Tönen, die der Kollkrabe hervorbringen soll, annehmen konnten. Besonders auffallend ist eine Art von Geschwätz, welches das Männchen bei der Paarung im Sitzen hören läßt. Es übertrifft an Vielseitigkeit das Plaudern der Elstern bei weitem.“

Es gibt vielleicht keinen Vogel weiter, der im gleichen Umfange wie der Rabe Allesfresser genannt werden kann. Man darf behaupten, daß er buchstäblich nichts Genießbares verschmäht und für seine Größe und Kraft Unglaubliches leistet. Ihm munden Früchte, Körner und andere genießbare Pflanzenstoffe aller Art; aber er ist auch ein Raubvogel ersten Ranges. Nicht Kerbtiere, Schnecken, Würmer und kleine Wirbeltiere allein sind es, denen er den Krieg erklärt; er greift dreist Säugetiere und Vögel an, die ihn an Größe übertreffen, und raubt in der unverschämtesten Weise die Nester aus, nicht allein die wehrlosen Vögel, sondern auch die der kräftigen Mäwen, die sich und ihre Brut wohl zu verteidigen wissen. Vom Hasen an bis zur Maus und vom Auerhühne an bis zum kleinsten Vogel ist kein Tier vor ihm sicher. Frechheit und List, Kraft und Gewandtheit vereinigen sich in ihm, um ihn zu einem gefährlichen Räuber zu stempeln. In Spanien bedroht er die Haushühner, in Norwegen die jungen Gänse, Enten und das gesamte übrige Hausgeflügel; auf Island und Grönland jagt er Schneehühner, bei uns zu Lande Hasen, Fasanen und

Nebhühner; am Meeresstrande sucht er zusammen, was die Flut ihm zuwarf; in den nordischen Ländern macht er den Hunden allerlei Abfälle vor den Wohnungen streitig; in den Steppen Asiens wird er zum unabwendbaren Peiniger der mundgebrückten Kamele, auf Island zum Schinder der beulenbehafteten Pferde, indem er sich auf den Rücken der einen wie der anderen setzt, mit Schnabelhieben das zu seiner Nahrung ausersehene Fleisch von den Wunderändern trennt und nur dadurch, daß die gequälten Tiere sich wälzen, vertrieben werden kann. „Der Kollkrabe sucht“, wie Olafsson mitteilt, „im Winter sein Futter zwischen Hunden und Raben auf den Höfen, geht in der warmen Jahreszeit am Strande den Fischen nach, tötet im Frühjahr mit Schnabelhieben die neugeborenen Lämmer und verzehrt sie, verjagt die Sidergänse vom Neste, säuft ihre Eier aus und verbirgt diejenigen, welche er nicht fressen kann, einzeln in die Erde. Er folgt in kleinen Scharen dem Adler, wagt sich zwar nicht an ihn, sucht aber Überbleibsel von seiner Beute zu erschnappen. Sind wo franke oder tote alte Kollkraben oder junge aus dem Neste gefallene zu finden, so verzehrt er sie. Im Winter gefällt sich zu jedem Hause eine Anzahl von 2—10 Kollkraben, und diese dulden dann keinen anderen mehr unter sich.“

Für den unbeteiligten Beobachter ist es ergötzlich, zu sehen, wie er zu Werke geht. Den Schweizer Jägern folgt er, laut Tschudi, um die geschossenen Genssen aufzunehmen; hart-schalige Muscheln soll er, nach Fabers und Holbölls übereinstimmenden Berichten, hoch in die Luft erheben und sie von hier auf einen harten Stein oder Felsblock fallen lassen, um sie zu zerstückeln; den Einsiedlerkrebs weiß er, nach A. von Homeyers Beobachtungen, geschickt zu fassen und aus seiner Wohnung, dem Schneckengehäuse, herauszuziehen: will dieses wegen gänzlichem Zurückziehen des Krebses nicht gleich gelingen, so hämmert er mit dem Gehäuse so lange hin und her, bis der Einsiedler endlich doch zum Vorschein kommt. Er greift große Tiere mit einer List und Verschlagenheit sondergleichen, aber auch mit großem Mute erfolgreich an, Hasen z. B. ohne alle Umstände, nicht bloß franke oder angeschossene, wie mein Vater annahm. Graf Wodzicki hat hierüber Erfahrungen gesammelt, die jeden etwa noch herrschenden Zweifel beseitigen. „Die Rolle, die der Fuchs unter den Säugetieren spielt“, sagt der genannte Forscher, „ist unter den Vögeln dem Raben zuerteilt. Er bekundet einen hohen Grad von List, Ausdauer und Vorsicht. Je nachdem er es braucht, jagt er allein oder nimmt sich Gehilfen, kennt aber auch jeden Raubvogel und begleitet diejenigen, welche ihm möglicherweise Nahrung verschaffen können. Oft vergräbt er, wie der Fuchs, die Überbleibsel, um im Falle der Not doch nicht zu hungern. Hat er sich satt gefressen, so ruft er seine Kameraden zu dem Neste der Mahlzeit herbei. Ebenso verfährt er, wenn er sie zur Jagd braucht; denn diese betreibt er mit Leidenschaft.“

„Im Dezember 1847 ging ich bei hohem Schnee mit einem Gefährten auf die Hasenjagd. Obgleich wir schon einige Male geschossen hatten, erblickten wir doch an einer Schlucht des gegenüberliegenden Berges zwei Raben. Der eine saß ruhig auf dem Rande und blickte hinunter, der andere, der etwas niedriger stand, langte mit dem Schnabel vorwärts und sprang behende zurück. Das wiederholte er mehrere Male. Beide waren so eifrig beschäftigt, daß sie unser Kommen nicht zu bemerken schienen. Erst als wir uns ihnen bis auf einige Schritte genähert hatten, flogen die Räuber auf, setzten sich aber in einer Entfernung von wenigen hundert Schritt wieder nieder, wie es schien, in der Hoffnung, daß auch wir, wie sonst die Bauern, vorbeigehen würden, ohne ihnen Schaden zu thun: an der Stelle nun, wo wir sie beobachtet hatten, saß in der Schneewand, etwa 60 cm tief, ein großer alter Hase. Der eine Rabe hatte ihn von vorn angegriffen, um ihn zum Aufstehen zu zwingen, der andere hatte mit Schnabel und Krallen von oben ein Loch in die Schneewand gebohrt, augenscheinlich in der Absicht, den Hasen von oben herauszujagen. Dieser aber war so klug gewesen, sitzen zu bleiben, und hatte durch Brummen und Fauchen den

Naben zurückgeschickt. Im Jahre 1850 sah ich im Felde zwei Raben, die in einer Vertiefung beschäftigt waren. Als ich an die Stelle kam, lag daselbst ein Hase mit blutendem Kopfe in den letzten Zügen. Ich folgte der Spur etwa 20 Schritt und fand hier sein Lager mit den deutlichen Anzeichen, daß die Raben ihn herausgetrieben hatten. Wie kurz war seine Flucht gewesen! Im Dezember 1851 sah ich drei Raben, zwei auf dem Boden, den dritten in der Luft. Ein Hase sprang auf und lief, was er laufen konnte. Alle Raben verfolgten ihn laut krächzend und fließend, Raubvögeln vergleichbar, bis auf die Erde herab. Der Hase setzte sich einmal, lief darauf weiter, setzte sich zum zweiten Male und duckte sich endlich zu Boden. Sofort stürzte der eine Rabe sich auf das Opfer, schlug die Krallen in des Hasen Rücken und hieb auf dessen Kopf los. Der andere Rabe kam bald zu Hilfe, und der dritte traf Anstalt, der Beute den Bauch aufzubrechen. Obgleich ich schnell aus dem Schlitten sprang und eiligst auf den Hasen zulief, kam er doch nur noch halb lebendig in meine Hände. Im Dezember 1855 traf ich wiederum Raben an, die bereits mit dem Säubern eines Hasengerippes beschäftigt waren. Ich ging der Hasenspur nach und gelangte in einer Entfernung von etwa 200 Schritt zum Lager. Es war 65 cm tief unter dem Schnee und sehr merkwürdig angelegt; denn ein unterirdischer Gang von etwa 2,5 m Länge, der sehr rein ausgetreten war, führte zu dem eigentlichen Lager und ein ähnlicher auf der entgegengesetzten Seite wieder ins Freie. Die Spur der Raben zeigte mir deutlich, daß sich der eine der Räuber in den Gang gewagt hatte, um den Hasen dem anderen zuzutreiben. Gleich Jagdhunden folgen sie der Spur eines Hasen oft 15—20 Schritt weit zu Fuße, ängstigen ihn durch Krächzen und Stoßen und bringen ihn dahin, daß er sich niederdrückt, schließlich die Besinnung verliert und ihnen dann leicht zur Beute wird.“

Als Nesträuber benimmt sich der Kollkrabe nicht minder kühn; Wodzicki sah, daß einer sogar das Ei eines Schreiadlerpaares davontrug. Im Norden ist unser Vogel der abscheulichste Nestplünderer, den es geben kann. Ich bestieg in Norwegen einen Felsen, auf dem eine junge Rabenfamilie saß, die noch von den Eltern gefüttert wurde. Hier fand ich auf einer einzigen Platte gegen 60 ausgefressene Eier von Eibergänsen, Möwen und Brachvögeln unter Hühnerbeinen, Entenflügeln, Lemmingpelzen, leeren Muschelschalen, Überresten von jungen Möwen, Strandläufern, Regenpfeifern etc. Da die vier Jungen unaufhörlich nach Nahrung kreischten, trugen die Alten fortwährend neue Beute zur Schlachtbank. Kein Wunder, daß sämtliche Möwen der Nachbarschaft, sobald die Raben sich zeigten, wütend über sie herfielen und sich nach Kräften mit ihnen herumbalgten, kein Wunder, daß auch die Bewohner der nächsten Gehöfte sie verwünschten und aufs äußerste haßten!

Auf jeder Art von Nas ist der Rabe eine regelmäßige Erscheinung, und die vielen biblischen Stellen, die sich auf ihn beziehen, werden wohl ihre Richtigkeit haben. „Man behauptet“, fährt mein Vater fort, „er wittere das Nas meilenweit. So wenig ich seinen scharfen Geruch in Zweifel ziehen will, so unwahrscheinlich ist mir dennoch diese starke Behauptung, die schon durch das Betragen widerlegt wird. Bei genauerer Beobachtung merkt man leicht, daß der Kollkrabe bei seinen Streifereien etwas Unstetes hat. Er durchfliegt fast täglich einen großen Raum und zwar in verschiedenen Richtungen, um durch das Gesicht etwas auffindig zu machen. Man sieht daraus deutlich, daß er einem Nase nahe sein oder wenigstens in den Luftstrich, der von dem Nase herzieht, gelangen muß, um es zu finden. Wäre er im Stande, Nas meilenweit zu riechen, so würde er auch meilenweit in gerader Richtung darauf zufliegen. Auch der Umstand, daß er einen Ort, auf dem er sich niederlassen will, allemal erst umkreist, beweist, daß er einen Gegenstand nur in gewisser Richtung und schwerlich meilenweit wittern kann.“ Jeder, welcher den Kollkraben kennt, muß diesen Worten beistimmen, auch trotz Naumann, der die von meinem Vater bestrittene Ansicht vertritt. Letzterer Naturforscher stellt die Frage auf, ob wohl der

Kolkrabe, wie so oft behauptet worden, auch menschliche Leichname angehe. Nach meiner Ansicht darf unbedingt mit Ja geantwortet werden: dem Raben gilt es sicherlich vollständig gleich, ob er den Leichnam eines Menschen oder das Nas irgend eines Säugetieres vor sich hat.

Es unterliegt leider keinem Zweifel, daß der Kolkrabe durch seine Raubsucht sehr schädlich wird und nicht geduldet werden darf. Auch er bringt Nutzen wie die übrigen Feldrabener, der Schade aber, den er anrichtet, überwiegt alle Wohlthaten, die er dem Felde und Garten zufügt. Deshalb ist es auffallend genug, daß dieser Vogel von einzelnen Völkern geliebt und verehrt wird. Namentlich die Araber achten ihn hoch und verehren ihn fast wie eine Gottheit, weil sie ihn für unsterblich halten. „Als ich einst“, sagt Labouysse, „einen Raben mit der Kugel erlegen wollte, hielt mich ein Araber zurück mit der Versicherung, daß jener als Heiliger unverwundbar sei. Ich fehlte, zur großen Genugthuung des Arabers, der, gläubiger als je, mich nun lebhaft verspottete.“ Auch die Isländer und Grönländer scheinen nicht feindselig gegen den argen Räuber gesinnt zu sein. „Der Kolkrabe“, sagt Faber, „ist so zahm, daß er auf den Häusern und dem Rücken weidender Pferde ruht.“ In Grönland darf er nach Holbølls Mitteilung sogar in die Häuser kommen, obgleich er dort stiehlt wie überall. Die Hirten der Kanarischen Inseln dagegen nennen ihn den niederträchtigsten Vogel, den es gibt, und behaupten, daß er nur allzu oft jungen Ziegen und Lämmern die Augen aushacke, um sie dann bequemer töten und fressen zu können, vernichten ihn und seine Brut deshalb soviel wie möglich.

Unter allen deutschen Vögeln, die Kreuzschnäbel etwa ausgenommen, schreitet der Kolkrabe am frühesten zur Fortpflanzung, paart sich meist schon Anfang Januar, baut im Februar seinen Horst und legt in den ersten Tagen des März. Der große, mindestens 40, meist 60 cm im Durchmesser haltende und halb so hohe Horst steht auf Felsen oder bei uns auf dem Wipfel eines hohen, schwer oder gar nicht ersteigbaren Baumes. Der Unterbau wird aus starken Reisern zusammengeschichtet, der Mittelbau aus feineren errichtet, die Nestmulde mit Baststreifen, Baumflechten, Grasstrüchlein, Schafwolle und dergleichen warm ausgefüllt. Ein alter Horst wird gern wieder benutzt und dann nur ein wenig aufgebessert. Auch bei dem Nestbaue zeigt der Kolkrabe seine Klugheit und sein scheues Wesen. Er nähert sich mit den Baustoffen sehr vorsichtig und verläßt den Horst, wenn er oft Menschen in dessen Nähe bemerkt oder vor dem Eierlegen von ihm verschreckt wird, während er sonst jahrelang so regelmäßig zu ihm zurückkehrt, daß ein hannoverscher Forstbeamter nach einander 44 Junge einem und demselben Horste entnehmen konnte. Das Gelege besteht aus 5—6 ziemlich großen, etwa 54 mm langen, 34 mm dicken Eiern, die auf grünlichem Grunde braun und grau gefleckt sind. Nach meines Vaters Beobachtungen brütet das Weibchen allein, nach Naumanns Angaben mit dem Männchen wechselweise. Die Jungen werden von beiden Eltern mit Regenwürmern und Kerbtieren, Mäusen, jungen Vögeln, Eiern und Nas genügend versorgt; ihr Hunger scheint aber auch bei der reichlichsten Fütterung nicht gestillt zu werden, da sie fortwährend Nahrung heischen. Beide Eltern lieben die Brut außerordentlich und verlassen die einmal ausgekrochenen Jungen nie. Sie können allerdings verschreckt werden, bleiben aber auch dann immer in der Nähe des Horstes und beweisen durch allerlei klagende Laute und ängstliches Hin- und Herfliegen ihre Sorge um die geliebten Kinder. Wiederholt ist beobachtet worden, daß die alten Raben bei fortdauernder Nachstellung ihre Jungen dadurch mit Nahrung versorgt haben, daß sie die Nahrung von oben auf das Nest hinabwarfen. Werden einem Rabenpaare die Eier genommen, so schreitet es zur zweiten Brut, werden ihm aber die Jungen geraubt, so brütet es in demselben Jahre nicht zum zweiten Male. Unter günstigen Umständen verlassen die jungen Raben Ende Mai oder Anfang Juni den Horst, nicht aber die Gegend, in welcher er steht, kehren

vielmehr noch längere Zeit allabendlich zu ihm zurück und halten sich noch wochenlang in der Nähe auf. Dann werden sie von den Eltern auf Acker, Wiesen und Äcker geführt, hier noch gefüttert, gleichzeitig aber in allen Künsten und Vorteilen ihres Gewerbes unterrichtet. Erst gegen den Herbst hin macht sich das junge Volk selbständig.

Jung dem Neste entnommene Raben werden nach kurzer Pflege außerordentlich zahm; selbst alt eingefangene fügen sich in die veränderten Verhältnisse. Der Verstand des Raben schärft sich im Umgange mit dem Menschen in bewunderungswürdiger Weise. Er läßt sich abrichten wie ein Hund, sogar auf Tiere und Menschen hegen, führt die drolligsten und lustigsten Streiche aus, ersinnt sich fortwährend Neues und nimmt zu so wie an Alter, so auch an Weisheit, dagegen nicht immer auch an Gnade vor den Augen des Menschen. Aus- und Einfliegen kann man den Raben leicht lehren; er zeigt sich jedoch größerer Freiheit regelmäßig bald unwürdig, stiehlt und versteckt das Gestohlene, tötet junge Haustiere, Hühner und Gänse, beißt Leute, die barfuß gehen, in die Füße und wird unter Umständen selbst gefährlich, weil er seinen Mutwillen auch an Kindern ausübt. Mit Hunden geht er oft innige Freundschaft ein, sucht ihnen die Flöhe ab und macht sich ihnen sonst nützlich; auch an Pferde und Rinder gewöhnt er sich und gewinnt sich deren Zuneigung. Er lernt trefflich sprechen, ahmt die Worte in richtiger Betonung nach und wendet sie mit Verstand an, bellt wie ein Hund, lacht wie ein Mensch, ruckt wie die Haustaube u. Es würde viel zu weit führen, wollte ich alle Geschichten, die mir über gezähmte Raben bekannt sind, hier wieder erzählen, und deshalb muß es genügen, wenn ich sage, daß der Vogel „wahren Menschenverstand“ beweist und seinen Gebieter ebenso zu erfreuen wie andere Menschen zu ärgern weiß. Wer Tieren den Verstand nicht zuerkennen will, braucht nur längere Zeit einen Raben zu beobachten.

Zwei Arten der Gattung, die in unserem Vaterlande ständig vorkommen, gleichen sich in der Größe so vollständig, daß sie, gerupft, schwerlich zu unterscheiden sein dürften, paaren sich auch nicht selten untereinander und sind deshalb seit geraumer Zeit der Zankapfel der Vogelfundigen gewesen. Einzelne von diesen vertreten mit aller Entschiedenheit die Ansicht, daß beide nur als örtliche Rassen einer einzigen Art zu betrachten seien; die Verbreitung der Vögel entspricht dieser Annahme.

Die Rabenkrähe (*Corvus corone*, *subcorone*, *pseudocorone*, *hiemalis* und *assimilis*, *Corone corone*) ist schwarz mit veilchen- oder purpurfarbenem Schiller und braunem Augensterne, in der Jugend mattschwarz mit grauem Augensterne. Die Nebelkrähe (*Corvus cornix*, *cinereus*, *subcornix* und *tenuirostris*, *Corone cornix*) dagegen ist nur am Kopfe, Vorderhals, Flügeln und Schwanz schwarz, im übrigen hell aschgrau oder bei den Jungen schmutzig aschgrau. Die Länge beträgt bei der einen wie bei der anderen 47—50, die Breite 100—104, die Fittichlänge 30, die Schwanzlänge 20 cm.

Die Nebelkrähe ist weiter verbreitet als ihre Verwandte; denn ihr begegnen wir nicht allein in Skandinavien, vom Nordkap bis Festerbo, im größten Teile Rußlands und in Norddeutschland, sondern auch in Galizien, Ungarn, Steiermark, Süditalien, Griechenland und in ganz Ägypten, hier vom Meere an bis zur Grenze Nubiens sowie in ganz Mittel-asien, vom Ural an bis nach Japan und durch Turkistan, Persien, Afghanistan bis in das nordwestliche Indien. Nach der Färbung des Gefieders könnten in diesem ungeheuern Verbreitungsgebiete etwa drei Rassen von Nebelkrähen unterschieden und abgegrenzt werden. Die Rabenkrähe hingegen lebt in Deutschland westlich der Elbe, in Frankreich, aber auch in einem großen Teile Asiens, regelmäßig da, wo die Nebelkrähe nicht auftritt. Eine ersetzt also die andere, ohne sich jedoch irgendwie an die Verschiedenheit des Klimas zu binden. Nun gibt es aber allerdings Gegenden, wo die Verbreitungskreise der beiden Arten aneinander

stoßen, und hier geschieht es in der That häufig, daß die beiden so innig verwandten Vögel eine Mischlingssehe eingehen; diese Thatsache beweist aber keineswegs, daß die beiden Krähen, weil sie sich paaren, gleichartig sein müssen. Bildeten beide wirklich nur eine Art, so wäre es unbegreiflich, warum da, wo die eine ausschließlich auftritt, nicht auch einmal die andere vorkommen könnte.

In ihrer Lebensweise unterscheiden sich die Raben- und die Nebelkrähe allerdings nicht, wenigstens nicht erkennbar für uns. Beide sind Stand- oder höchstens Strichvögel. Sie halten sich paarweise zusammen und bewohnen gemeinschaftlich ein größeres oder kleineres Gebiet, aus welchem sie sich selten entfernen. Strenge Winterkälte macht insofern eine Ausnahme, daß die im Norden lebenden Paare kurze Streifzüge nach Süden hin antreten, wogegen die Mitglieder derselben Art in südlichen Ländern kaum an Umherstreichen denken. Feldgehölze bilden ihre liebsten Aufenthaltsorte; sie meiden aber auch größere Waldungen nicht und nisten sich da, wo sie sich sicher wissen, selbst in unmittelbarer Nähe des Menschen, also beispielsweise in Baumgärten, an. Sie sind in hohem Grade gesellig, leiblich wie geistig begabt und somit befähigt, eine sehr bedeutsame Rolle zu spielen. Sie gehen gut, schrittweise, zwar etwas wackelnd, jedoch ohne jede Anstrengung, fliegen leicht und ausdauernd, wenn auch minder gewandt als die größeren Raben, sind feinsinnig, namentlich was Gesicht, Gehör und Geruch anlangt, und stehen an geistigen Fähigkeiten kaum oder nicht hinter dem Kollkraben zurück. Im Kleinen leisten sie ungefähr dasselbe, das der Rabe im Großen auszuführen vermag; da sie aber regelmäßig bloß kleineren Tieren gefährlich werden, überwiegt der Nutzen, den sie stiften, wahrscheinlich den Schaden, den sie anrichten.

Man darf mit aller Bestimmtheit annehmen, daß sie zu den wichtigsten Vögeln unserer Heimat gehören, daß ohne sie die überall häufigen und überall gegenwärtigen schadenbringenden Wirbeltiere und verderblichen Kerbtiere in der bedenkllichsten Weise überhandnehmen würden. Vogelnester plündern allerdings auch sie aus, und einen kranken Hasen und ein Rebhuhn überfallen sie ebenfalls; sie können auch wohl im Garten und im Gehöfte mancherlei Unfug stiften und endlich das reifende Getreide, insbesondere die Gerste, in empfindlicher Weise brandschätzen: was aber will es sagen, wenn sie während einiger Monate in uns unangenehmer Weise stehlen und rauben, gegenüber dem Nutzen, den ihre Thätigkeit während des ganzen übrigen Jahres dem Menschen bringt! Der kleine Bauer, dessen Gerstenfelder sie in dreister und merklicher Weise plündern, ist berechtigt, das fast ungehinderte Anwachsen ihres Bestandes mit mißgünstigem Auge anzusehen und selbst zu beschränken; der Jäger wird sich ebenfalls nicht nehmen lassen, dann und wann sein Gewehr auf sie zu richten: der Land- und Forstwirt aber dürfte sehr wohl thun, sie zu schützen. Es ist ein Irrtum, zu glauben, daß der Mensch die Thätigkeit der Krähen zu ersetzen im Stande sei, und daher zu beklagen, wenn man zum Beispiel Gift gegen Mäusefraß auslegt und dadurch kaum mehr Mäuse vertilgt als Krähen, die ihrerseits das gefräßige Heer in der umfassendsten und erfolgreichsten Weise bekämpfen, da mit aller Bestimmtheit behauptet werden kann, daß durch den Tod einer einzigen Krähe der Land- und Forstwirtschaft weit größerer Schaden erwächst als durch die Thätigkeit von zehn lebenden. Vor allem hüte man sich, einzelne Beobachtungen zu verallgemeinern. Ebenso wie der Star, der nützlichste aller deutschen Vögel, in Weinbergen nicht gebuldet werden kann, verursachen auch die im allgemeinen nützlichen Krähen unter besonderen Umständen an einzelnen Orten, selbst in ganzen Gegenden, dann und wann merklichen, sogar empfindlichen Schaden, sei es, daß sich eine einzelne zum Übelthäter herangebildet oder ein ganzes Geschlecht von solchen entwickelt habe: und dennoch würde es falsch sein, der Gesamtheit jene Unthaten entgelten zu lassen.

Das tägliche Leben der Krähen ist ungefähr folgendes: Sie fliegen vor Tagesanbruch auf und sammeln sich, solange sie nicht Verfolgung erfahren, ehe sie nach Nahrung ausgehen,

auf einem bestimmten Gebäude oder großen Baume. Von hier aus verteilen sie sich über die Felder. Bis gegen Mittag hin sind sie eifrig mit Auffuchen ihrer Nahrung beschäftigt. Sie schreiten Felder und Wiesen ab, folgen dem Pflüger, um die von ihm bloßgelegten Engerlinge aufzusammeln, lauern vor Mäuselöchern, spähen nach Vogelnestern umher, untersuchen die Ufer der Bäche und Flüsse, durchstöbern die Gärten, kurz, machen sich überall zu schaffen. Dabei kommen sie gelegentlich mit anderen ihrer Art zusammen und betreiben ihre Arbeit zeitweilig gemeinschaftlich. Ereignet sich etwas Auffallendes, so sind sie gewiß die ersten, die es bemerken und anderen Geschöpfen anzeigen. Ein Raubvogel wird mit lautem Geschrei begrüßt und so eifrig verfolgt, daß er oft unverrichteter Sache abziehen muß. Snell hat sehr recht, wenn er auch diese Handlungsweise der Krähen als Nutzen hervorhebt; denn es unterliegt keinem Zweifel, daß die räuberische Thätigkeit der schädlichen Raubvögel durch die Krähen bedeutend gehindert wird, sei es, indem sie den Raubvogel unmittelbar angreifen, sei es, indem sie ihn dem Menschen und den Tieren verraten. Gegen Mittag fliegen die Krähen einem dichten Baume zu und verbergen sich in dessen Gelaube, um Mittagsruhe zu halten. Nachmittags gehen sie zum zweiten Male nach Nahrung aus, und gegen Abend versammeln sie sich in zahlreicher Menge auf bestimmten Plätzen, gleichsam in der Absicht, hier gegenseitig die Erlebnisse des Tages auszutauschen. Dann begeben sie sich zum Schlafplatze, einem bestimmten Waldteile, der alle Krähen eines weiten Gebietes vereinigt. Hier erscheinen sie mit größter Vorsicht, gewöhnlich erst, nachdem sie mehrmals Späher vorausgesandt haben. Sie kommen nach Einbruch der Nacht an, fliegen still dem Orte zu und setzen sich so ruhig auf, daß man nichts als das Rauschen der Schwingen vernimmt. Nachstellungen machen sie im höchsten Grade scheu. Sie lernen den Jäger sehr bald von dem ihnen ungefährlichen Menschen unterscheiden und vertrauen überhaupt nur dem, von dessen Wohlwollen sie sich vollständig überzeugt haben.

Im Februar und März schließen sich die einzelnen Paare noch enger als sonst aneinander, schwagen in liebenswürdiger Weise zusammen, und das Männchen macht außerdem durch sonderbare Bewegungen oder Verneigungen und eigentümliches Breiten der Schwingen seiner Gattin in artiger Weise den Hof. Der Horst, der Ende März oder Anfang April auf hohen Bäumen angelegt oder, wenn vorjährig, für die neue Brut wieder hergerichtet wird, ähnelt dem des Kolkraben, ist aber bedeutend kleiner, höchstens 60 cm breit und nur 4 cm tief. Auf die Unterlage durrer Zweige folgen Baststreifen, Grasbüschel, Quecken und andere Wurzeln, die sehr oft durch eine Lage lehmiger Erde verbunden werden, wogegen die Ausfütterung der Mulde aus Wolle, Kälberhaaren, Schweinshorsten, Baststückchen, Grasshalmen, Moosstengeln, Lumpen und dergleichen besteht. In der ersten Hälfte des April legt das Weibchen 3—5, höchst selten 6 Eier, die etwa 44 mm lang, 29 mm dick und auf blaugrünlichem Grunde mit olivenfarbenen, dunkelgrünen, dunkel aschgrauen und schwärzlichen Punkten und Flecken gezeichnet sind. Das Weibchen brütet allein, wird aber nur dann vom Männchen verlassen, wenn dieses wegfliegen muß, um für sich und die Gattin Nahrung zu erwerben. Die Jungen werden mit der größten Liebe von beiden Eltern gepflegt, gefüttert und bei Gefahr mutvoll verteidigt.

Paarung zwischen Nebelkrähe und Rabenkrähe geschieht ohne zwingende Notwendigkeit; wenigstens kann man nicht annehmen, daß da, wo es so viele Krähen gibt, ein Weibchen in die Verlegenheit kommen könnte, ein Männchen von der anderen Art suchen zu müssen oder umgekehrt. Naumann hat beobachtet, daß das Männchen einer Rabenkrähe, dessen Weibchen er getötet hatte, einem Nebelkrähenweibchen sich anpaarte und mit diesem brütete, es also durchaus nicht für nötig fand, eine gleichartige Gattin zu suchen. Die aus derartiger Ehe herrührenden Blenlinge ähneln entweder dem Vater oder der Mutter, oder aber sie stehen hinsichtlich ihrer Färbung zwischen beiden Eltern mitten inne, wenn auch nicht in der

strengen Bedeutung des Wortes; denn es ist geradezu unmöglich, die unendliche Menge der Farbenverschiedenheiten, die jene zeigen, anzugeben. Nun soll es, und zwar ebenfalls nicht selten, auch vorkommen, daß zwei Blendlinge sich miteinander paaren und Junge erzeugen, die, wie man sagt, immer wieder in die beiden Hauptarten zurückschlagen, d. h. entweder die Färbung der Rabenkrähe zeigen, oder das Kleid der Nebelkrähe erhalten. Hierauf hauptsächlich begründet sich die Auffassung einiger Naturforscher, daß man beide Krähen als gleichartig zu betrachten habe. Ich glaube, daß diese Ansicht schon aus dem Grunde bedenklich ist, weil wir über Bastarde noch keineswegs hinlänglich unterrichtet sind, also gar nicht sagen können, ob sich eine Bastardfärbung wirklich durch Geschlechter hindurch erhält oder nicht.

Beide Krähenarten lassen sich ohne irgend welche Mühe jahrelang in Gefangenschaft erhalten und leicht zähmen, lernen auch sprechen, falls es dem Lehrer nicht an Ausdauer fehlt. Doch sind sie als Stuben- oder Hausvögel kaum zu empfehlen. Aus dem Zimmer verbannt sie ihre Unreinlichkeit oder richtiger der Geruch, den sie auch dann verbreiten, wenn ihr Besitzer den Käfig nach Kräften rein zu halten sich bemüht; im Gehöfte oder Garten darf man auch sie nicht frei umherlaufen lassen, weil sie ebenso wie der Rabe allerlei Unfug stiften. Die Sucht, glänzende Dinge aufzunehmen und zu verschleppen, teilen sie mit ihren schwächeren Verwandten, die Raub- und Mordlust mit dem Kollkraben. Auch sie überfallen kleine Wirbeltiere, selbst junge Hunde und Katzen, hauptsächlich aber Geflügel, um es zu töten oder wenigstens zu martern. Hühner- und Taubennester werden von den Strolchen bald entdeckt und rücksichtslos geplündert.

Im Fuchse und im Baumrarder, im Wandersfalken, Habicht und Uhu haben die Krähen Feinde, die ihnen gefährlich werden können. Außerdem werden sie von mancherlei Schmarozern, die sich in ihrem Gefieder einnisten, belästigt. Es ist wahrscheinlich, daß der Uhu den außerordentlichen Haß, den die Krähen gegen ihn an den Tag legen, sich durch seine Anfälle auf diese des Nachts mehrlosen Vögel zugezogen hat; man weiß wenigstens mit Bestimmtheit, daß er außerordentlicher Liebhaber von Krähenfleisch ist. Seine nächtlichen Mordthaten werden von den Krähen nach besten Kräften vergolten. Weder der Uhu noch eine andere Gule dürfen sich bei Tage sehen lassen. Sobald einer der Nachtvögel entdeckt worden ist, entsteht ungeheurer Aufruhr in der ganzen Gegend. Sämtliche Krähen eilen herbei und stoßen mit beispielloser Wut auf diesen Finsterling in Vogelgestalt. In ähnlicher Weise wie den König der Nacht necken die Krähen auch alle übrigen Raubtiere, vor deren Rache ihre Fluggewandtheit oder ihre Menge sie augenblicklich schützt.

Durch den Menschen haben sie gegenwärtig weniger unmittelbar als mittelbar zu leiden. Hier und da verfolgt man sie regelrecht auf der Krähenhütte, zerstört und vernichtet auch wohl ihre Nester und Bruten; viel mehr als derartige Unternehmungen aber schadet ihnen das Ausstreuen vergifteter Körner auf den von Mäusen heimgesuchten Feldern. In Mäusejahren findet man ihre Leichen zu Duzenden und Hunderten und kann dann erhebliche Abnahme ihres Bestandes leicht feststellen. Doch gleicht ihre Langlebigkeit und Fruchtbarkeit derartige Verluste immer bald wieder aus, und somit ist es ebensowenig nötig, Schutzmaßregeln zu ihren gunsten zu empfehlen, als rätlich, einen Ausrottungskrieg gegen sie zu predigen.

Nütlicher noch als Raben- und Nebelkrähe erweist sich die vierte unserer Rabenarten, die Saatkrähe, Feld-, Hafer- und Ackerkrähe, Krahenweibel, Rarachel, Kurock, Kooke, Nacht- oder Grindschnabel (*Corvus frugilegus, agricola, agrorum, granorum* und *advena, Frugilegus segetum, Colaeus* und *Trypanocorax frugilegus*). Sie unterscheidet sich von ihren Verwandten durch schlankeren Leibesbau, sehr gestreckten

Schnabel, verhältnismäßig lange Flügel, stark abgerundeten Schwanz, knappes, prachtvoll glänzendes Gefieder und ein im Alter nacktes Gesicht, wöelch letzteres jedoch nur Folge von ihren Arbeiten im Boden ist. Ihre Länge beträgt 47—50, die Breite etwa 100, die Fittichlänge 35, die Schwanzlänge 19 cm. Das Gefieder der alten Vögel ist gleichmäßig purpurblauschwarz, das der Jungen mattschwarz. Letztere unterscheiden sich von den Alten auch durch ihr befiedertes Gesicht.

Die Saatkrähe, hinsichtlich ihrer Verbreitung beschränkter als Raben- und Nebelkrähe, bewohnt einen großen Teil der Ebenen Europas und das südliche Sibirien; in Turkistan, Afghanistan, im westlichen Himalaja und im Pandschab zeigt sie sich, nach Datus, bloß im Winter; dieselbe Jahreszeit verbringt sie, wie Alfred Walker mitteilt, auch in den Ebenen Turkmeniens und pflegt daselbst, laut Jasewitsch, nebst anderen Verwandten gewisse hohe Rohrbestände zum Nächtigen aufzusuchen; dort wird den schlafenden Vögeln namentlich vom Schakal nachgestellt. In Europa ist die Saatkrähe schon in Schweden selten, und in Südeuropa erscheint sie ebenfalls nur auf ihrer Winterreise. Abweichend von ihren bisher genannten Verwandten wandert sie regelmäßig und zwar in unzählbaren Scharen bis Nordafrika. In Spanien habe ich sie während des ganzen Winters, von Ende Oktober bis Anfang März, häufig und immer in zahlreichen Banden gesehen, in Ägypten in denselben Monaten ebenso regelmäßig beobachtet. Fruchtbare Ebenen, in denen es Feldgehölze gibt, sind der eigentliche Aufenthaltsort dieser Krähe. Im Gebirge fehlt sie als Brutvogel gänzlich. Ein hochstämmiges Gehölz von geringem Umfange wird zum Nistplatz und zum Mittelpunkt einer gewissen, oft sehr erheblichen Anzahl dieser Krähen, und von hier aus verteilen sie sich über die benachbarten Felder.

In ihrem Betragen hat die Saatkrähe manches mit ihren beschriebenen Verwandten gemein, ist aber weit furchtsamer und harmloser als diese. Ihr Gang ist ebenso gut, ihr Flug leichter, ihre Sinne sind nicht minder scharf und ihre geistigen Kräfte in gleichem Grade entwickelt als bei den übrigen Krähen; doch ist sie weit geselliger als alle Verwandten. So vereinigt sie sich gern mit Dohlen und Staren, überhaupt mit Vögeln, die ebenso schwach oder schwächer sind als sie, während sie Raben- und Nebelkrähe schon meidet und den Kolltraben so fürchtet, daß sie sogar eine altgewohnte Niederung, aus welcher sie der Mensch kaum vertreiben kann, verläßt, wenn sich ein Kolltrabe hier ansiedelt. Doch habe ich in Sibirien Nebel- und Saatkrähen, Dohlen und Raben gleichzeitig an einem Nase schmausen sehen. Ihre Stimme ist ein tiefes, heiseres „Kra“ oder „Krao“; im Fliegen aber hört man oft ein hohes „Girr“ oder „Duer“ und regelmäßig auch das „Jack jack“ der Dohle. Es wird ihr leicht, mancherlei Töne und Laute nachzuahmen; sie soll sogar in gewissem Grade singen lernen, läßt sich dagegen kaum zum Sprechen abrichten.

Wenn man die Saatkrähe vorurteilsfrei beobachtet, lernt man sie achten. Auch sie kann, da sie, wo sie sich fest ansiedelt, allen Bemühungen des Menschen, sie zu vertreiben, den hartnäckigsten Widerstand entgegensetzt, in Lustgärten während der Nistzeit die Wege in der abscheulichsten Weise beschmutzt oder in Gehölzen nahe menschlichen Wohnungen durch ihr ewiges Geplärre die Gehörneren fast betäubt, sehr unangenehm werden; auch sie kann wohl ab und zu einmal ein kleines Gäschen erwürgen oder ein junges, mattes Rebhuhn übertölpeln; sie kann ferner den Landmann durch Auflesen von Getreidekörnern und den Gärtner durch Wegstehlen reisender Früchte ärgern: aber derselbe Vogel bezahlt jeden Schaden, den er anrichtet, tausendfältig. Er ist der beste Vertilger der Maikäfer, ihrer Larven und der Nachtschnecken, auch einer der trefflichsten Mäusejäger, den unser Vaterland aufzuweisen hat.

Bei der Maikäferjagd geht diese Krähe, wie Naumann beobachtete, regelrecht zu Werke. „Einige fliegen auf den Baum, an dessen Zweigen und jungen Blättern die Maikäfer in

Menge sitzen, suchen da ab, was nicht durch die Erschütterung, die sie durch ihr Niederlassen auf die Spitze der Zweige verursachen, herabfällt; andere lesen unter dem Baume auf, was ihnen jene herunterschütteln. In dieser Art verfahren sie mit jedem Baume nach der Reihe und vernichten so eine unschätzbare Menge dieser schädlichen Kerfe. Die dem Getreide so nachteiligen Brachkäfer und die kleinen Rosenkäfer haben an ihnen auch sehr schlimme Feinde.“ Sie lesen deren Larven ebenso wie die Maitäferlarven und Regenwürmer entweder auf den frischgefurchten Aekern und hinter dem Pfluge her auf, oder ziehen sie mit ihrem Schnabel aus der Erde heraus. Ihr feiner Geruch scheint ihnen das Vorhandensein einer derartigen Larve unfehlbar anzuzeigen, und sie bohren dann so lange in dem Boden, bis sie der Beute habhaft geworden sind. Ebenso eifrig, wie die Saatkrähe Kerbtiere verfolgt, jagt sie hinter den Mäusen her. „Ich habe“, sagt Raumann, „Jahre erlebt, in denen eine erschreckliche Menge Feldmäuse den grünenden und reisenden Saaten Untergang drohten. Oft sah man auf den Roggen- und Weizenfeldern ganze Striche von ihnen teils abgefressen, teils umgewühlt; aber immer fanden sich eine große Menge Raubvögel und Krähen ein, die das Land, allerdings mit Hilfe der den Mäusen ungünstigen Witterung, bald gänzlich von den Plagegeistern befreiten. Ich schoß in jenen Jahren weder Krähen noch Bussarde, die nicht ihren Kropf von Mäusen vollgepfropft gehabt hätten. Oft habe ich ihrer 6—7 in einem Vogel gefunden. Erwägt man diesen Nutzen, so wird man, glaube ich, besser gegen die gehassten Krähen handeln lernen und sie lieb gewinnen.“

Man sollte meinen, daß diese nun schon vor fast 60 Jahren ausgesprochene Wahrheit bei den in Frage kommenden Leuten, namentlich bei unseren größeren Gutsbesitzern, doch endlich anerkannt worden wäre; dem ist aber leider nicht so. Noch heutigestags wird die Saatkrähe, dieser unerseßliche Wohltäter der Felder, gerade von diesen Gutsbesitzern in der rücksichtslosesten Weise verfolgt. Man hat in England erfahren, daß in Gegenden, in denen wirklich alle Saatkrähen vernichtet worden waren, jahrelang nacheinander Missernten kamen, und man ist dann klug genug gewesen, die Vögel zu schonen. Unsere großen oder kleinen Landwirte freilich wissen davon nichts oder wollen davon nichts wissen und stellen sich durch ihr alljährlich wiederkehrendes, als Fest gefeiertes Krähenschießen ein nicht eben schmeichelhaftes Zeugnis ihres Bildungsgrades aus.

Wenn die Brutzeit herannahet, sammeln sich Tausende dieser schwarzen Vögel auf einem sehr kleinen Raume, vorzugsweise in einem Feldgehölze. Paar wohnt bei Paar; auf einem Baume stehen 15—20 Nester, überhaupt so viele, wie er aufnehmen kann. Jedes Paar zankt sich mit dem benachbarten um die Baustoffe, und eines stiehlt dem anderen nicht nur diese, sondern sogar das ganze Nest weg. Ununterbrochenes Krächzen und Geplärr erfüllt die Gegend, und eine schwarze Wolke von Krähen verfinstert die Luft in der Nähe dieser Wohnsitze. Endlich tritt etwas Ruhe ein. Jedes Weibchen hat seine 4—5, durchschnittlich 38 mm langen, 27 mm dicken, blaugrünen, aschgrau und dunkelbraun gefleckten Eier gelegt und brütet. Bald aber entschlüpfen die Jungen, und nun verdoppelt oder verdreifacht sich der Lärm; denn jene wollen gefüttert sein und wissen ihre Gefühle sehr vernehmlich durch allerlei unschöne Töne auszudrücken. Dann ist es in der Nähe einer solchen Ansiedelung buchstäblich nicht zum Aushalten. Nur die eigentliche Nacht macht das Geplärr verstummen; es beginnt aber bereits vor Tagesanbruch und währt bis lange nach Sonnenuntergang ohne Aufhören fort. Wer eine solche Ansiedelung besucht, wird bald ebenso befallen wie der Boden um ihn her, der infolge des aus den Nestern herabfallenden Mistregens greulich anzuschauen ist.

Dazu kommt nun die schon erwähnte Hartnäckigkeit der Vögel. Sie lassen sich so leicht nicht vertreiben. Man kann ihnen Eier und Junge nehmen, so viel unter sie schießen, wie man will: es hilft nichts — sie kommen doch wieder. Mit Vergnügen erinnere ich mich der

Anstrengung, die der Rat der guten Stadt Leipzig machte, um sich der Saatkrahen, welche sich auf den hohen Pappeln der Promenade angesiedelt hatten, zu entledigen. Zuerst wurde die bewehrte Mannschaft aufgeboten, hierauf sogar die Scharfschützen in Bewegung gesetzt: nichts wollte fruchten. Da griff man, wie es schien in Verzweiflung, zu dem letzten Mittel: man zog die blutrote Fahne des Umsturzes auf. Buchstäblich wahr: rote Fahnen flatterten unmittelbar neben und über den Nestern lustig im Winde, zum Grauen und Entsetzen aller friedliebenden Bürger. Aber die Krähen ließen sich auch durch das verdächtige Rot nicht vertreiben. Erst als man ihnen ebenso hartnäckig ihre Nester immer und immer wieder zerstörte, verließen sie den Ort.

Mancherlei Übelthaten sind allerdings nicht geeignet, urteilslose Menschen mit den Saatkrahen zu befreunden; wer aber ihre Nützlichkeit würdigt, wird sie wenigstens in Feldgehölzen, die von Wohnungen entfernt sind, gern gewähren lassen.

So groß auch die Menge ist, die eine Ansiedelung bevölkert: mit den Massen, welche sich gelegentlich der Winterreise zusammenschlagen, kann sie nicht verglichen werden. Tausende gesellen sich zu Tausenden, und die Heere wachsen um so mehr an, je länger die Reise währt. Sie verstärken sich nicht bloß durch andere Saatkrahen, sondern auch durch Dohlen. „In dem ungünstigen Frühlinge 1818“, erzählt mein Vater, „sah ich einen Schwarm dieser Krähen an der Kante eines Waldes. Er bedeckte im Umkreise mehrerer Quadratkilometer alle Bäume und einen großen Teil der Felder und Wiesen. Gegen Abend erhob sich der ganze Schwarm und verfinsterte da, wo er am dichtesten zusammengedrängt war, im eigentlichen Sinne die Luft. Die Bäume des nahen Fichtenwaldes reichten kaum hin, den unzähligen Vögeln Schlafstellen abzugeben.“ Ziehende Saatkrahen entfalten alle Künste des Fluges. Über die Berge fliegt der Schwarm gewöhnlich niedrig, über die Thäler oft in großer Höhe dahin. Plötzlich fällt es einer ein, 30—100 m herabzusteigen; dies aber geschieht nicht langsam und gemächlich, sondern jäh, sausend, so wie ein lebloser Körper aus großer Höhe zu Boden stürzt. Der einen folgen sofort eine Menge andere, zuweilen der ganze Flug, und dann erfüllt die Luft ein auf weithin hörbares Brausen. Unten, hart über dem Boden angekommen, fliegen die Saatkrahen gemächlich weiter, erheben sich hierauf allgemach wieder in die Höhe, schrauben sich nach und nach mehr empor und ziehen kaum eine Viertelstunde später, dem Auge als kleine Pünktchen erscheinend, in den höchsten Luftschichten weiter.

Im Süden Europas oder in Nordafrika sieht man selten so große Flüge der Saatkrahe wie bei uns. Das gewaltige Heer, das sich allgemach sammelte, hat sich nach und nach wieder in einzelne Haufen zerteilt; diese aber suchen verschiedene Örtlichkeiten bestmöglich auszubenten. Aber es geht ihnen, namentlich in Afrika, oft recht schlimm in der Fremde. Das fruchtbare Nilthal scheint für alle eingewanderten Saatkrahen nicht Raum und Nahrung genug zu haben. Sie fliegen dann in die umliegenden Wüsten nach Futter aus, finden es nicht und erliegen zu Hunderten dem Mangel. Die Mosesquellen in der Nähe von Sues werden von Palmen umgeben und letztere von den schwarzen Wintergästen zum Schlafplatze gewählt. Hier fand ich einmal den Boden bedeckt von toten Saatkrahen, buchstäblich Hunderte von Leichen nebeneinander. Sie alle waren verhungert.

Die Feinde, die der Saatkrahe nachstellen, sind dieselben, welche auch die verwandten Arten bedrohen. In Gefangenschaft ist sie weniger unterhaltend und minder anziehend, wird daher auch seltener im Käfige gehalten als Habe und Dohle.

Junge Krähen aller Arten werden in verschiedenen Gegenden von der ärmeren Bevölkerung gern gegessen und liefern überhaupt ein gar nicht übel schmeckendes Gericht. Das Fleisch alter Vögel ist freilich nichts weniger als empfehlenswert, wird aber dennoch in unfruchtbaren Teilen unseres Vaterlandes ebenfalls als Nahrungsmittel verwendet, spielt sogar in

einigen Bezirken eine ganz wichtige Rolle im Haushalte der Bewohner. Über Jagd, Fang und Nutzung der Krähen auf der Kurischen Nehrung hat E. Doberleit in der Jagdzeitung „Der Weidmann“ jüngst ausführlich berichtet. Unserem Gewährsmann war es zunächst auch ganz unglaublich erschienen, daß man Krähen massenweise in Netzen fangen und zum Winter einsalzen könne; er konnte sich aber persönlich von der vollständigen Richtigkeit solcher Mitteilungen überzeugen. „Ich muß hier erläuternd bemerken“, schreibt Doberleit, „daß der Fang in der Zugzeit von den Eingeborenen erwerbsmäßig betrieben wird oder vielmehr betrieben werden muß. Die armen Fischer der Kurischen Nehrung, die tage- und wochenlang, wie es im vergangenen Winter geschehen, ohne Verbindung mit dem Festlande leben, können trotz ungeheurer Anstrengungen auf dem Haffe wenig oder gar nichts fangen, da fürchtbare Schneeverwehungen und die außerordentliche Stärke des Eises das Fischen von selbst verbieten, so daß sie andere Nahrungsquellen suchen müssen, um das bißchen Dasein zu fristen. In früherer Zeit gehörte sogar zur Kalende eine bestimmte Anzahl Krähen, wie mir Herr Pfarrer E. in R. versicherte.

„Es sind zum Fange auf der ganzen Nehrung sogenannte Krähenhütten aus Fichtenästen zu Tausenden aufgeführt; ich selbst habe bei meinem Jagdzuge von Cranz bis Rositten 245 Stück gezählt. Vor diesen liegen ziemlich große Netze, mit kleinen Fischen als Köder besetzt, außerdem Netze mit Lockkrähen, die mittels Schnuren an Pfählen befestigt sind. Das Netz wird mit losem Sande bestreut, um es unsichtbar zu machen. Da nun die Krähen längs der Nehrung zu Tausenden und aber Tausenden aus Schweden, Norwegen und besonders aus Rußland herüberziehen, so gelingt es, sie massenhaft mit nicht zu großer Mühe zu erbeuten. Als wir nach kurzer Wanderung auf dem Fangplatze anlangten, standen die Netze schon bereit, die Bügel wurden im Sande befestigt und der Köder verteilt. Wir verschwanden in unseren Hütten, und es dauerte gar nicht lange, als einige der sauberen Gesellschaft zu schreien anfangen und sich, ins Netz fliegend, auf die Lockspeise warfen. Es folgten immer mehr, und sobald das Netz ziemlich voll war, zog der betreffende Fänger die Schnur an, und Dutzende von Schwarzröcken saßen fest. Darauf stürzte der Mann rasch hervor und schlug mit einem Stocke unbarmherzig dem Gesindel die Schädel ein. Dies muß so schnell wie möglich geschehen, da die Krähen einen ungeheuern Lärm erheben und ihre Brüder zu Hunderten heraneilen, um den Gefallenen ein Grablied zu singen oder sie zu rächen.

„Die Krähenfänger haben eine solche Fertigkeit im Beseitigen der getöteten Krähen und im Instandsetzen der Netze, daß die Geschichte, ehe man sich's versteht, von neuem beginnt, was um so mehr zu bewundern ist, als es äußerst schwer fällt, in dem losen Sande rasch zu handeln. So geht es den ganzen Tag, und wenn nun der Abend heranrückt, finden sich die Träger ein, um die Beute nach Hause zu schaffen, wo sie in heißem Wasser gebrüht, gerupft, ausgenommen, eingesalzen und in Fässern für die Zeit der Not aufbewahrt wird. Sie bildet den Wintervorrat der Bewohner dieser unwirtlichen Sanddünen.“

Südllich des 18. Grades nördlicher Breite begegnet man zuerst einem durch sein Gefieder sehr ausgezeichneten, kleinen, schwachsnäbeligen Raben, der über Afrika und Madagaskar verbreitet ist: dem Schildraben (*Corvus scapulatus*, *scapularis*, *dauricus*, *curvirostris*, *leuconotus*, *phaeocephalus* und *madagascariensis*, *Corax* und *Pterocorax scapulatus*). Er ist glänzend schwarz, auf Brust und Bauch sowie am unteren Nacken aber breit bandförmig gezeichnet, blendend weiß. Das dunkle Gefieder schillert, das lichte glänzt wie Atlas. Das Auge ist lichtbraun, der Schnabel und die Füße sind schwarz. Die Länge beträgt 45–50, die Fittichlänge 35, die Schwanzlänge 16 cm.

Das Wohngebiet des Schildrabens erstreckt sich vom Meeresgestade bis zu 4000 m Höhe. Im ganzen Sudan und auch in den Tiefebeneu Abessinien ist er eine regelmäßig

vorkommende, wenn auch nicht gerade gemeine Erscheinung. Er tritt in der Ebene überall, im Gebirge dagegen an manchen Orten gar nicht auf. Ich habe ihn gewöhnlich paarweise gefunden. Zuweilen vereinigen sich übrigens mehrere Paare zu einer kleinen Gesellschaft, die jedoch niemals längere Zeit zusammenbleibt. In größeren Scharen habe ich ihn nicht bemerkt. Hartmann sagt, daß ihn der Vogel nicht bloß durch seine Befiederung, sondern auch durch sein heiteres Wesen an die Elster erinnert habe: ich meinerseits glaube gefunden zu haben, daß er unseren Kollkraben mehr als allen übrigen Verwandten entspricht. Sein Flug ist gewandt, leicht, schwebend und sehr schnell; dabei nimmt sich der Vogel prächtig



Schildkrabe (*Corvus scapulatus*).  $\frac{1}{2}$  natürl. Größe.

aus. Die spitzigen Schwingen und der abgerundete Schwanz geben ihm beinahe etwas Falckenartiges, und der weiße Brustfleck schimmert auf weit hin. Sein Gang ist ernst und würdevoll, aber doch leicht und fördernd, seine Stimme ist ein sanftes „Kurr“.

In allen Gegenden, wo der Schildkrabe häufig ist, hat er sich mit dem Menschen befreundet. Scheu fand ich ihn nur in manchen Teilen der Samhara; doch war es auch hier mehr die fremdartige, ihn auffallende Erscheinung des Europäers als die Furcht vor dem Menschen überhaupt, die ihn bedenklich machte. Am Lagerplatze einer Karawane scheut er sich auch vor dem Europäer nicht mehr. In den Küstendörfern der Samhara ist er regelmässiger Gast; im Dorfe Ed sah ich ihn auf den Firsten der Strohütten sitzen wie die Nebel- oder Saatkrähe auf unseren Gebäuden. Sein Horst wird auf einzelnen Bäumen der Steppe oder des lichterem Waldes angelegt und enthält in den ersten Monaten der großen Regenzeit 3—4 Eier. Ich habe sie nicht gesehen, aber genügende Beschreibungen von ihnen erhalten. Sie scheinen denen der übrigen Raben in jeder Hinsicht zu ähneln. Wegen die

Jungen zeigt sich das Elternpaar außerordentlich zärtlich, und mutvoll stößt es falckenartig auf den sich nahenden Menschen herab.

Im ganzen Ostsuban wie in Abessinien wird der Schildkrabe von dem Menschen geduldet oder, wenn man will, nicht beachtet. Als eigentlich unreinen Vogel betrachtet man ihn nicht; doch fällt es niemand ein, sich seiner zu bemächtigen und sein Fleisch zu benutzen. In Gefangenschaft benimmt er sich ganz ähnlich wie der Kolkrabe.

Als ein anderer würdiger afrikanischer Vertreter der Gattung darf der Erzkrabe (*Corvus crassirostris*, *Corvultur* und *Archicorax crassirostris*) gelten. Sein riesiger, mehr als kopflanger, ungewöhnlich dicker, ober- und unterseits stark gekrümmter, seitlich zusammengedrückter, an den Wurzelseiten mit einer breiten, abgeflachten Furche versehenener, an der Wurzel nicht mit Borsten bekleideter Schnabel, lange Flügel, in denen die 4. und 5. Schwinge die längsten sind, und der ziemlich bedeutend abgestufte Schwanz sind seine wichtigsten Kennzeichen. Er erreicht eine Länge von 70 cm, bei 47 cm Flügel- und 24 cm Schwanzlänge. Das kohlschwarze Gefieder der Halsseiten schillert dunkel purpurfarbig, das übrige blauschwarz; die kleinen Deckfedern des Flügelbugs sind dunkel kastanienbraun und schwarz gemischt; ein weißer birnförmiger Flecken bedeckt Hinterkopf und Nacken. Das Auge ist kastanienbraun, der Schnabel wie der Fuß schwarz, an der Spitze weiß.

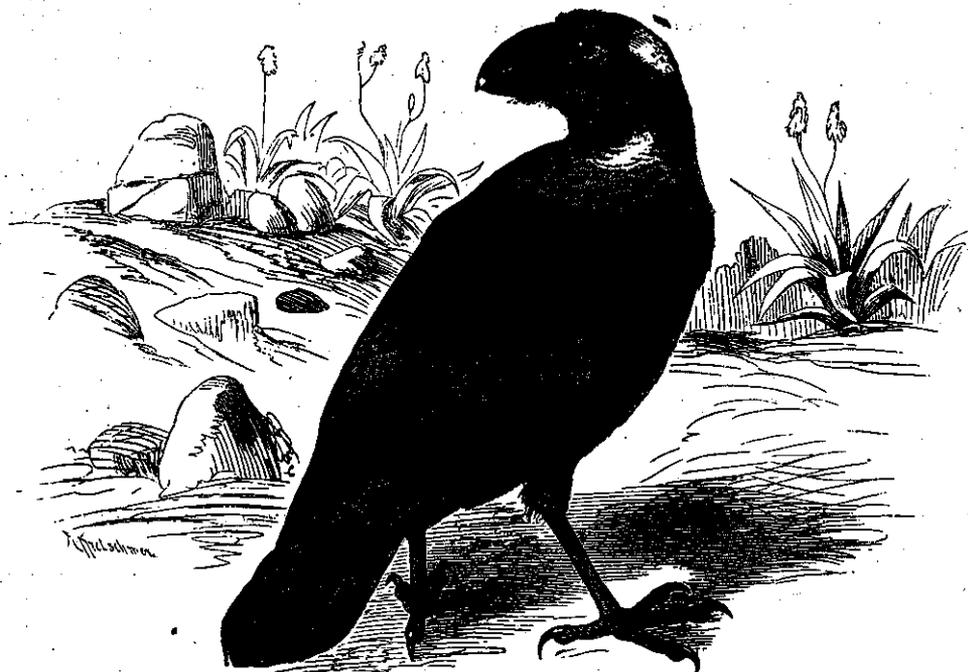
Über die Lebensweise dieses riesigen Raben berichtet von Heuglin in eingehender Weise. Der Vogel ist Bewohner der Gebirge im nördlichen Ostafrika, insbesondere Abessinien und der Somalhochländer, westlich wahrscheinlich bis tief ins Innere Afrikas verbreitet, aber nur in Höhen von 1200 m aufwärts bis zur Schneegrenze ansässig. Hier, auf Hochebenen und mit Vorliebe in der Nähe von Viehgehegen oder Schlachtplätzen, lebt er paarweise oder in kleinen Gesellschaften, den Menschen weder scheuend noch fürchtend. Man sieht ihn nach Art seiner Verwandtschaft viel auf dem Boden umherlaufen oder über Triften, Feldern und Niederlassungen dahinschweben, selten bäumen, öfter auf einzeln stehenden Felsen oder Hausdächern ruhen und scharfen Auges sein Gebiet durchspähen, vernimmt auch nicht selten seinen rauhen, kolkrabenartigen Ruf oder seinen verhältnismäßig schwachen, rätschenden Lockton. Gesellig und verträglich wie die meisten anderen Raben, lebt er mit den Nasvögeln in gutem Einvernehmen, läßt sich durch sie jedoch nicht vom Nase vertreiben. Im Notfalle frisst er Käfer und andere Kerbtiere, wahrscheinlich auch Fruchtstoffe mancherlei Art; seine Hauptnahrung besteht jedoch in Fleischabfällen und Knochen. Ihnen zu Gefallen besucht er die Ortschaften, folgt er den Herden oder ebenso den Heeren. Während der Kriegszüge gegen die Galla, an welchen von Heuglin halb gezwungen teilnehmen mußte, war er in Gemeinschaft des Geieradlers, Nasgeiers, Schmarogermilans und eines anderen Raben steter Begleiter der Krieger, und nicht selten sah ihn der Reisende auch auf menschlichen Leichen sitzen, diesen zuerst die Augen aushacken und dann den Leib zerreißen. Unser Gewährsmann hat zwar nie beobachten können, daß er lebende Tiere angreift, zweifelt jedoch nicht im geringsten, daß er dies thue. Wahrscheinlich ähnelt er in jeder Beziehung und so auch hinsichtlich seiner räuberischen Thätigkeit seinem Verwandten, dem südafrikanischen Geierkraben (*Corvus albicollis*), dessen Betragen Levaillant gezeichnet hat. Dieser Krabe frisst zwar ebenfalls vorzugsweise Nas, greift aber auch lebende Tiere, namentlich Schafe und junge Gazellen an, haßt ihnen die Augen und die Zunge aus und tötet und zerreißt sie. Nicht minder folgt er den Herden der Büffel, Rinder und Pferde, selbst dem Nashorn und dem Elefanten, die ihm ebenfalls Nahrung zollen müssen. Hätte er die nötige Kraft, er würde diesen Tieren gefährlich werden; so aber muß er sich begnügen, mit seinem Schnabel die wunden Stellen zu bearbeiten, die durch Becken und Maden verursacht werden. Diese Quälgeister der Säugetiere finden sich bei vielen von ihnen so

zahlreich, daß sie es den Raben gern erlauben, auf ihrem Rücken herumzuhacken, selbst wenn das Blut danach läuft; denn der Rabe begnügt sich nicht mit den Kerbtieren, sondern frisst auch die eiternden Wunden aus.

Das Nest fand von Heuglin im März auf einer unzugänglichen Stelle über einem Wasserfalle, die mit Schlingpflanzen gänzlich überwachsen war, so daß der Horst in diesen angebracht zu sein schien.

\*

Der Zwerg unter unseren deutschen Raben ist die Dohle, Turmkrähe, Thalle, Thallide, Dachlücke, Geile, Raife, Elke und Tschoterle (Colaeus monedula, Corvus



Ergrabe (Corvus crassirostris).  $\frac{1}{2}$  natürl. Größe.

monedula, collaris und spermolegus, Monedula turrium, arborea, septentrionalis und spermolegus, Lycus monedula und collaris), die des kurzen und starken, oben wenig gebogenen Schnabels wegen als Vertreterin einer besonderen Gattung (Colaeus) angesehen wird. Ihre Länge beträgt 33, die Breite 65, die Fittichlänge 22, die Schwanzlänge 13 cm. Das Gefieder ist auf Stirn und Scheitel dunkelschwarz, auf Hinterkopf und Nacken aschgrau, auf dem übrigen Oberkörper blauschwarz, auf der Unterseite schiefer- oder grauschwarz, der Augenring silberweiß, der Schnabel wie der Fuß schwarz. Die Jungen unterscheiden sich durch schmutzigere Farben und graues Auge. W. Preyer berichtet, daß er oft in größeren Dohlenschwärmen, besonders in der Rheinpfalz, Stücke bemerkt habe, die am ganzen Körper weiß gesprenkelt waren, und hält die weißen Flecken für Zeichen hohen Alters. Weiße oder isabellweiße Dohlen sind nicht allzu selten.

Auch die Dohle findet sich nicht bloß im größten Teile Europas, sondern ebenso in vielen Ländern Asiens, nach Norden hin mindestens so weit, wie der Getreidebau reicht, sich

verbreitend; auch in bergigen Gebieten Turkmeniens und bis in den westlichen Himalaja ist sie Brutvogel und streift während des Winters zahlreich bis in das Pandschab. Im Süden Europas ist sie seltener als in Deutschland, nirgends aber so häufig wie in Rußland und Sibirien. Bei uns zu Lande tritt sie keineswegs allerorten, sondern nur hier und da auf, ohne daß man hierfür einen stichhaltigen Grund zu finden wüßte. Wo sie vorkommt, bewohnt sie hauptsächlich die alten Türme der Städte oder andere hohe Gebäude, deren Mauern ihr passende Nistplätze gewähren; außerdem begegnet man ihr in Laubwäldern, namentlich in Feldgehölzen, in denen hohle Bäume stehen. In Rußland und Sibirien bevölkert sie alle Dörfer in Menge, wird den Blockhäusern zum reizenden Schmucke und nistet unter Schindelbäckern, hinter den zurückgeklappten Fensterladen und wo sie sonst noch eine Höhlung oder Lücke findet, die ihrem Neste Raum gewährt.

In Spanien trafen wir die wenigen Flüge, denen wir begegneten, unter eigentümlichen Umständen an. Ungeachtet die vielen und in jeder Hinsicht geeigneten Kirchen dieses Landes ihr die passendsten Wohnplätze bieten, sahen wir sie doch niemals in Städten oder Dörfern, sondern einzig und allein in den öden, fast unbewohnten Teilen des sogenannten Campo oder des nicht der Bewässerung unterworfenen Landstriches. Hier herbergten ihre Schwärme in steil abfallenden Wänden der vom Wasser ausgewaschenen Schluchten. Ein unsern wohnender Bauer erzählte uns, daß vor wenigen Jahren ein Paar Dohlen in der Nähe seines Gehöftes erschienen sei und sich in einer jener Schluchten angesiedelt habe. Die ausgeflogenen Jungen wären bei den Alten geblieben und hätten das nächste Jahr mit diesen gebrütet. Von Jahr zu Jahr habe der Schwarm zugenommen, bis er die jetzt bedrohliche Stärke erreicht habe; denn keine Frucht gäbe es in der Nähe seiner Behausung, die von diesen ungebeten Gästen verschont bliebe. Kein Tier auf der weiten Erde sei so hungrig und gefräßig wie die Dohle. Ihr sei alles recht und nichts vor ihr sicher, nicht einmal die Stachelseigen, die sie geschickt aus ihrer Stachelhülle herauszuschälen wisse.

Die Dohle ist ein munterer, lebhafter, gewandter und kluger Vogel. Unter allen Umständen weiß sie ihre muntere Laune zu bewahren und die Gegend, in welcher sie heimisch ist, in wirklich anmutiger Weise zu beleben. Außerordentlich gesellig, vereinigt sie sich nicht nur mit anderen ihrer Art zu starken Schwärmen, sondern mischt sich auch unter die Flüge der Krähen, namentlich der Saatkrähen, tritt sogar mit diesen die Winterreise an und fliegt ihnen zu Gefallen möglichst langsam; denn sie selbst ist auch im Fluge sehr gewandt und gleicht hinsichtlich des letzteren mehr einer Taube als einer Krähe. Das Fliegen wird ihr so leicht, daß sie sich sehr häufig durch allerhand kühne Wendungen zu vergnügen sucht, ohne Zweck und Ziel steigt und fällt und die mannigfachsten anmutigsten Schwenkungen in der Luft ausführt. Sie ist ebenso klug wie der Rabe, zeigt aber nur dessen liebenswürdige Seiten. Lodend stößt sie ein wirklich wohlklingendes „Jäl“ oder „Djäl“ aus; sonst schreit sie „kräh“ und „krijäh“. Ihr „Jäl jäl“ ähnelt dem Lockrufe der Saatkrähe auf das täuschendste, und dies mag wohl auch mit dazu beitragen, beide Vögel so häufig zu verbinden. Während der Zeit ihrer Liebe schwagt sie allerliebste, wie überhaupt ihre Stimme hegsam und wechselreich ist. Dies erklärt, daß sie ohne sonderliche Mühe menschliche Worte nachsprechen oder andere Laute, z. B. das Krähen eines Hahnes, nachahmen lernt.

Hinsichtlich der Nahrung kommt die Dohle am nächsten mit der Saatkrähe überein. Kerbtiere aller Art, Schnecken und Würmer bilden unzweifelhaft die Hauptmasse ihrer Mahlzeiten. Die Kerbtiere liest sie auf den Wiesen und Feldern zusammen oder von dem Rücken der größeren Haustiere ab; dem Ackerzmann folgt sie, vertrauensvoll hinter dem Pfluge herschreitend; auf den Straßen durchstöbert sie den Mist und vor den Häusern den Abfall; Mäuse weiß sie geschickt, junge Vögel nicht weniger gewandt zu fangen, und Eier gehören zu ihren besonderen Lieblingsgerichten. Nicht minder gern frißt sie Pflanzenstoffe,

namentlich Getreidekörner, Blattspitzen von Getreide, Wurzelknollen, keimende und schossende Gemüse, Früchte, Beeren und dergleichen, kann daher in Gärten und Obstpflanzungen wenn nicht empfindlich, so doch merklich schädlich werden, plündert in Rußland und Sibirien auch Getreideseimen und Tennen. Ob man deshalb berechtigt ist, sie als überwiegend schädlichen Vogel zu bezeichnen, erscheint mir zweifelhaft; ich möchte im Gegenteile annehmen, daß der von ihr auf Flur und Feld gestiftete Nutzen den von ihr verursachten Schaden mindestens ausgleicht, wenn nicht übertrifft.

Die Dohle zieht im Spätherbste mit den Saatkrähen von uns weg und erscheint zu derselben Zeit wie diese wieder im Vaterlande; nicht wenige ihres Geschlechtes überwintern jedoch auch in Deutschland, insbesondere in unseren Seestädten; ebensowenig verlassen alle Dohlen Rußland und Sibirien, so streng der Winter hier auch auftreten möge. Ihre Winterreise dehnt sie bis Nordwestafrika, Nordwestasien und Indien aus. In Ägypten haben sie weder von Heuglin noch ich jemals beobachtet, obgleich Kuppell sie dort häufig gefunden haben will; in den Atlasländern dagegen kommt sie vor, und in Spanien, Süditalien, Griechenland, Kleinasien, Armenien, Kaukasien und Kaschmir, woselbst sie freilich überall auch brütet, ist sie regelmäßiger Wintergast. Sobald der Frühling wirklich zur Herrschaft gelangt ist, haben alle Paare die altgewohnten Brutplätze wieder bezogen, und nun regt sich hier tausendfältiges Leben. Einzelne Dohlen nisten unter Saatkrähen, die große Mehrzahl aber auf Gebäuden. Hier findet jede Mauerlücke ihre Bewohner; ja es gibt deren gewöhnlich mehr als Wohnungen. Deshalb entsteht viel Streit um eine geeignete Niststelle, und jede baulustige Dohle sucht die andere zu überwoiten, so gut sie kann. Nur die schärfste Wachsamkeit schützt ein Paar vor den Diebereien des anderen; ohne die äußerste Vorsicht wird Baustelle und Nest erobert und gestohlen. Das Nest selbst ist verschieden, je nach dem Standorte, gewöhnlich aber ein schlechter Bau aus Stroh und Reisern, der mit Heu, Haaren und Federn ausgefüllt wird. Das Gelege bilden 4—6, etwa 35 mm lange, 25 mm dicke, auf blaß blaugrünlichem Grunde schwarzbraun getüpfelte Eier. Die Jungen werden mit Kerbtieren und Würmern groß gefüttert, äußerst zärtlich geliebt und im Notfall auf das mutigste verteidigt. „Läßt sich“, sagt Raumann, „eine Eule, ein Milan oder Buffard blicken, so bricht die ganze Armee mit gräßlichem Geschrei gegen ihn los und verfolgt ihn stundenweit. Wenn sich die Jungen einigermaßen kräftig fühlen, machen sie es wie die jungen Krähen, steigen aus den Nestern und setzen sich vor die Höhlen, in welchen sie ausgebrütet sind, kehren aber abends wieder ins Nest zurück, bis sie sich endlich stark genug fühlen, die Alten aufs Feld zu begleiten.“

Ungeachtet der starken Vermehrung nehmen die Dohlencharen nur in einzelnen Städten erheblich, in anderen dagegen nicht oder doch nicht merklich zu, ohne daß hierfür die Ursache erkenntlich wäre. „Was wird aus den zahlreichen Jungen?“ fragt Liebe. „Wanderfalken und Uhus sind jetzt in Mitteldeutschland viel zu selten geworden, als daß sie wesentlich Schaden könnten, und die Unbilden der Witterung thun den abgehärteten und klugen, in den Ortschaften angesiedelten Allesfressern sicher nichts.“ Der Mensch befehdt sie bei uns zulande nicht, thut aber auch denen, welche wandern, wenig zuleide, und die außerdem noch zu nennenden Feinde, Gaysake, Marder, Iltis und Habicht, können dem Bestande doch ebenfalls so erhebliche Verluste nicht zufügen, daß sich ihr geringer Zuwachs erklären ließe.

Kein Rabe wird häufiger gefangen gehalten als die Dohle. Ihr heiteres Wesen, ihre Gewandtheit und Klugheit, ihre Anhänglichkeit an den Gebieter, ihre Harmlosigkeit und ihre Nachahmungsgabe endlich sind wohl geeignet, ihr Freunde zu erwerben. Ohne Mühe kann man jung aufgezogene gewöhnen, aus- und einzufliegen. Sie gewinnen das Haus ihres Herrn bald lieb und verlassen es auch im Herbst nicht oder kehren, wenn sie wirklich die Winterreise mit anderen ihrer Art antreten, im nächsten Frühjahr nicht selten zu ihm zurück.

In Deutschland ist verschiedentlich der Glaube verbreitet, daß die Dohlen beim Herannahen der Cholera diejenigen Städte verlassen, in welche die gefürchtete Seuche demnächst einziehen werde. Es ist schon richtig, daß die Dohlen zeitweilig scheinbar auswandern, aber sie weichen nicht vor der Cholera, sondern ziehen zur Zeit der Frucht reife einfach in die Gefilde.

\*

Langschwänzige Raben sind die Elstern (*Pica*), deren Merkmale in dem im ganzen wie bei den Krähen gebildeten, auf dem Firste jedoch stärker gebogenen Schnabel, den hochläufigen Füßen, kurzen, gerundeten Flügeln, unter deren Schwingen die fünfte die Spitze bildet, mehr als körperlangem, stark gesteigertem Schwanz und reichem Gefieder gefunden werden.

Die Elster, Alster, Schalaster, Acholaster, Algarde, Heste, Heister, Argerst, Gartenrabe u. (*Pica rustica*, *caudata*, *vulgaris*, *melanoleuca*, *albiventris*, *europaea*, *germanica*, *septentrionalis*, *hiemalis*, *megaloptera*, *media*, *varia*, *sericea*, *botanensis*, *butanensis*, *tibetana*, *japonica*, *chinensis* und *bactriana*, *Corvus pica* und *rusticus*, *Garrulus picus*, *Oleptes pica* und *hudsonicus*), erreicht eine Länge von 45—48 und eine Breite von 55—58 cm, wobei 26 cm auf den Schwanz und 18 cm auf den Fittich zu rechnen sind. Kopf, Hals, Rücken, Kehle, Gurgel und Oberbrust sind glänzend dunkelschwarz, auf Kopf und Rücken ins Grünliche scheinend, die Schultern, ein mehr oder minder vollständiges, oft nur angedeutetes Querband über den Rücken sowie die Unterteile weiß, die Schwingen blau, außen wie die Handschwingenbedeckungen grün, innen größtenteils weiß und nur an der Spitze dunkel, die Steuerfedern dunkelgrün, an der Spitze schwarz, überall metallisch, zumal kupferig schillernd. Das Auge ist braun, der Schnabel wie der Fuß schwarz. Bei den Jungen ist die Färbung gleich, jedoch matt und glanzlos. Mehrere Abarten, zum Teil auch ständig vorkommende, sind als besondere Arten aufgestellt worden, mit Sicherheit jedoch nicht zu unterscheiden.

Das Verbreitungsgebiet der Elster umfaßt Europa und Asien vom nördlichen Waldgürtel an bis Persien und Kaschmir; in Turkmenien brütet sie, laut Alfred Walter, auch in den Ebenen, in Kaschmir, laut Datus, in Höhen, die über 1500 m und bis 2500 m liegen, ist auch um Kelat in Belutschistan heimisch, wird aber, soviel bis jetzt bekannt ist, im Himalaja nicht östlich von Kaschmir gefunden. Im oberen Barma ist sie zur Winterzeit in der Umgegend von Bhamo beobachtet worden. In den meisten Ländern und Gegenden tritt sie häufig auf, in anderen fehlt sie fast gänzlich. So sieht man sie in vielen Provinzen Spaniens gar nicht, wogegen sie in anderen gemein ist; auch hohe Gebirge, baumfreie Ebenen und ausgedehnte Waldungen meidet sie größtenteils. Feldgehölze, Waldränder und Baumgärten sind ihre eigentlichen Wohnsitze. Sie siedelt sich gern in der Nähe des Menschen an und wird da, wo sie Schonung erfährt, ungemein zutraulich oder richtiger ausdrücklich. In Scandinavien, wo man sie gewissermaßen als heiligen Vogel des Landes ansieht, nimmt sie nicht in den Gärten, sondern in den Gehöften selbst ihre Wohnung und baut auf besonders für sie hergerichteten Vorsprüngen unter den Dächern ihr Nest. Sie ist, wo sie vorkommt, Standvogel im vollsten Sinne des Wortes. Ihr eigentliches Wohngebiet ist klein, und sie verläßt es niemals. Wird sie in der Gemarkung eines Dorfes ausgerottet, so währt es lange Jahre, bevor sie allgemach von den Grenzen her wieder einrückt. Nur im Winter streift sie, obgleich immer noch in sehr beschränktem Grade, weiter umher als sonst.

In Lebensweise und Betragen erinnert die Elster zwar vielfach an die Krähen, unterscheidet sich aber doch in mehrfacher Hinsicht nicht unwesentlich von den Verwandten. Sie

geht schrittweise, ungefähr wie ein Rabe, trägt sich aber anders; denn sie erhebt den langen Schwanz und bewegt ihn wippend, wie Drossel oder Rotkehlchen thun. Ihr schwerfälliger, durchaus von dem der eigentlichen Raben verschiedener Flug erfordert häufige Flügelschläge und wird schon bei einigermaßen starkem Winde unsicher und langsam. Der Rabe fliegt zu seinem Vergnügen stundenlang umher; die Elster gebraucht ihre Schwingen nur, wenn sie muß. Sie bewegt sich von einem Baume zum anderen oder von dem ersten Gebüsch zu dem nächsten unnützerweise niemals. Ihre Sinne scheinen ebenso scharf zu sein wie die der Raben, und an Verstand steht sie hinter diesen durchaus nicht zurück. Sie unterscheidet genau zwischen gefährlichen und ungefährlichen Menschen oder Tieren: den ersteren gegenüber ist sie stets auf ihrer Hut, den letzteren gegenüber dreist und unter Umständen grausam. Gesellig wie alle Glieder ihrer Familie, mischt sie sich gern unter Raben und Krähen, schweift auch wohl mit Rauhhähern umher, vereinigt sich aber doch am liebsten mit anderen ihrer Art zu kleineren oder größeren Flügen, die gemeinschaftlich jagen, überhaupt an Freud und Leid gegenseitig den innigsten Anteil nehmen. Gewöhnlich sieht man sie familienweise. Ihre Stimme ist ein rauhes „Schat“ oder „Krat“, das auch oft verbunden wird und dann wie „Schakerat“ klingt. Diese Laute sind Lockton und Warnungsruf und werden je nach der Bedeutung verschieden betont. Im Frühlinge vor und während der Paarungszeit schwagt sie mit stannenswerthem Aufwande von ähnlichen und doch verschiedenen Lauten stundenlang, und das Sprichwort ist deshalb wohl begründet.

Kerbtiere und Gewürm, Schnecken, kleine Wirbeltiere aller Art, Obst, Beeren, Feldfrüchte und Körner bilden die Nahrung der Elster. Im Frühjahr wird sie sehr schädlich, weil sie die Nester aller ihr gegenüber wehrlosen Vögel unbarbarisch ausplündert und einen reichbewohnten Garten buchstäblich verheert und verödet. Auch den Hühner- und Entenzüchtern, den Fasanerien und dem Federwilde wird sie lästig, fängt sogar alte Vögel, und diese, wie Kaumann sagt, oft ganz unvermutet, weil sie beständig mit ihnen in Gesellschaft ist, jene sich vor ihr nicht fürchten und so in ihrer Sicherheit von ihr übertölpeln lassen. Ebenso betreibt sie freilich auch Mäusejagd und fängt und verzehrt viele schädliche Kerbtiere, Schnecken und sonstiges unnützes Gewürm, tritt aber überall als ein so räuberischer Vogel auf, daß sie unzweifelhaft unter nützlichen Tieren schlimmer haust als unter schädlichen, daher zu den letzteren gezählt werden muß.

Die Norweger behaupten, daß die Elster am Weihnachtstage das erste Reis zu ihrem Horste trage; in Deutschland geschieht dies gewöhnlich nicht vor Ende Februar. Das Nest wird bei uns auf den Wipfeln hoher Bäume und nur da, wo sich der Vogel ganz sicher weiß, in niedrigen Büschen angelegt. Dürre Reiser und Dornen bilden den Unterbau; hierauf folgt eine dicke Lage von Lehm und nun erst die eigentliche Nestmulde, die aus feinen Wurzeln und Tierhaaren besteht und sehr sorgsam hergerichtet ist. Das ganze Nest wird oben, bis auf einen seitlich angelegten Zugang, mit einer Haube von Dornen und trockenen Reisern versehen, die zwar durchsichtig ist, den brütenden Vogel aber doch vollständig gegen etwaige Angriffe der Raubvögel sichert. Das Gelege besteht aus 7—8, durchschnittlich 33 mm langen, 23 mm dicken, auf grünem Grunde braun gesprenkelten Eiern. Nach einer Brutzeit von 3 Wochen entschlüpfen die Jungen und werden nun von beiden Eltern mit Kerbtieren, Regenwürmern, Schnecken und kleinen Wirbeltieren groß gefüttert. Vater und Mutter lieben die Kinderschar ungemein und verlassen sie nie. Wir haben erfahren, daß eine Elster, auf welche wir geschossen hatten, mit dem Schrotkorn im Leibe noch fortbrütete. Wenige Vögel nähern sich mit größerer Vorsicht ihren Nestern als die Elstern, die alle möglichen Listen gebrauchen, um jene nicht zu verraten. In Spanien muß die Elster oft in derselben Weise Pflegemutterdienste verrichten wie die Nebelkrähe in Ägypten: der Häherkuckuck vertraut ihr dort seine Eier an, und sie unterzieht sich der

Pflege des Findlings mit derselben Liebe, die sie ihren eignen Kindern erweist. Werden diese geraubt oder auch nur bedroht, so erheben die Alten ein Zetergeschrei und vergessen nicht selten die ihnen eigne Vorsicht. Um ein getötetes Junges versammeln sich alle Elstern der Umgegend, die durch das Klagegeschrei der Eltern herbeigezogen werden können.

Jung aus dem Neste genommene Elstern werden außerordentlich zahm, lassen sich mit Fleisch, Brot, Quark, frischem Käse leicht auffüttern, zum Aus- und Einfliegen gewöhnen, zu Kunststückchen abrichten, lernen Lieber pfeifen und einzelne Worte sprechen und bereiten dann viel Freude, durch ihre Sucht, glänzende Dinge zu verstecken, aber auch wieder Unannehmlichkeiten.

Der Mensch, der dem Kleingeflügel seinen Schutz angedeihen läßt, wird früher oder später zum entschiedenen Feinde der Elster und vertreibt sie erbarmungslos aus dem von ihm überwachten Gehege. Auch der Aberglaube führt den Herrn der Erde gegen sie ins Feld. Eine im März erlegte und an der Stallthür aufgehängene Elster hält, nach Ansicht abergläubischer Leute, Fliegen und Krankheiten vom Viehe ab; eine in den zwölf Nächten geschossene, verbrannte und zu Pulver gestoßene Schalaster aber ist ein unfehlbares Mittel gegen die fallende Sucht. Liebe, dessen trefflichem Berichte über die Brutvögel Thüringens ich vorstehende Angaben entnehme, meint, daß der letzterwähnte Aberglaube wesentlich dazu beigetragen habe, die früher in Thüringen häufigen Elstern zu vermindern: so viele von ihnen wurden erlegt, verbrannt und zerstoßen, um das falluchtheilende „Diakonissinnenpulver“ zu erzielen. Ihre List und Verschlagenheit macht übrigens selbst dem geübtesten Jäger zu schaffen und fordert Verstand und Tücke des Menschen heraus. Außer dem Menschen stellen wohl nur die stärkeren Raubvögel dem pfliffigen und mutigen Vogel nach. Am schlimmsten treibt es der Hühnerhabicht, gegen dessen Angriffe nur dichtes Gebüsch rettet. Eine von ihm ergriffene Elster schreit nach Naumanns Beobachtungen kläglich und sucht sich mit grimmigen Bissen zu verteidigen: was aber der Habicht gepackt hat, muß sterben.

\*

Mittel- und südamerikanische Raben sind die Blauraben (*Cyanocorax*), mit etwa kopflangem oder etwas kürzerem, starkem, geradem, in der Vorderhälfte etwas zusammengedrücktem, auf dem kantigen Firste sanft gewölbtem, an der Wurzel in Borsten gehülltem Schnabel, ziemlich starken, hochläufigen Füßen, kurzen Flügeln, unter deren Schwingen die fünfte und sechste die Spitze bilden, und ziemlich langem, sanft gerundetem Schwanz.

Der Rappenblaurabe (*Cyanocorax chrysops* und *pileatus*, *Pica chrysops* und *pileata*, *Corvus* und *Cyanurus pileatus*, *Uroleuca pileata*), eine der verbreitetsten Arten der Gattung, erreicht eine Länge von 35—37 und eine Breite von 45 cm; sein Fittich mißt 15, sein Schwanz 17 cm. Stirn, Bügel und Oberkopf, Halsseiten, Kehle und Vorderhals bis zur Brust herab sind kohlschwarz, Nacken, Rücken, Flügel- und Schwanzfedern, soweit letztere nicht von den Schwingen bedeckt werden, ultramarinblau, an der Wurzel schwarz, die Unterteile von der Brust an bis zum Steiße, die Unterflügeldeckfedern und die Schwanzspitze gelblichweiß; über und unter dem Auge steht ein breiter, halbmondförmiger Flecken von himmelblauer Färbung, an der Wurzel des Unterschnabels ein ähnlicher; ersterer ist oben silbern gefäunt. Das Auge ist gelb, der Schnabel wie der Fuß schwarz.

Das Verbreitungsgebiet umfaßt das ganze wärmere Südamerika und erstreckt sich nach Süden hin bis Paraguay. Hier hat unser Vogel an Hudson einen trefflichen Beschreiber gefunden. Der Blaurabe, der von den Spaniern *Uracca* oder *Elster* genannt wird, bekundet durch die kurzen Fittiche, den langen Schwanz und das knappe Gefieder sowie endlich durch die zum Klettern wohl eingerichteten Beine, daß er kein Vogel der Pampas ist,